

Osnabrücker Jahrbuch
Frieden und Wissenschaft
VI / 1999

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 1998
- MUSICA PRO PACE 1998
- BEITRÄGE ZUM SCHWERPUNKTTHEMA:
ZUSAMMENPRALL DER KULTUREN IM
ZEICHEN DER GLOBALISIERUNG?

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der
Universität Osnabrück

Universitätsverlag Rasch Osnabrück

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Editorial	9

I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 1998

Udo Steinbach, Hamburg <i>Islam und der Westen. Zukunft im Zeichen friedlichen Zusammenlebens?</i>	15
---	----

Rita Süssmuth, Bonn <i>150 Jahre nach 1848 – Herausforderungen für die parlamentarische Demokratie</i>	37
---	----

Podiumsdiskussion <i>Angst vor dem Fremden: Die ›Einheimischen‹ und die ›Anderen‹</i> Cornelie Sonntag-Wolgast, Günther Beckstein, Cem Özdemir, Peter Graf	49
---	----

Wilhelm Heitmeyer, Bielefeld <i>Freigesetzte Gewalt – Sozialisation zwischen Desintegration und Nutzenkalkül</i>	67
---	----

Dieter Chenaux-Repond, Bonn <i>»Europa sieht Deutschland«: Hat der Westfälische Friede das Europa von heute vorgeprägt?</i>	79
--	----

Podiumsdiskussion <i>Kritischer Dialog oder Konfrontation mit islamistischen Staaten und Bewegungen?</i> Henry Kissinger, Johannes Rau, Sabine Christiansen	89
---	----

<i>»Ist die Integration von türkischen Mitbürgern in Deutschland geschei- tert?« – Publikumsfragen an Henry Kissinger und Johannes Rau</i>	104
--	-----

II. MUSICA PRO PACE – 25. OKTOBER 1998

Stefan Hanheide, Osnabrück <i>›Friedensseufftzer und Jubelgeschrey‹ – Kriegsklagen und Friedensfeiernmusik um 1648</i>	111
---	-----

III. BEITRÄGE ZUM SCHWERPUNKTHEMA:

Zusammenprall der Kulturen im Zeichen der Globalisierung?

Cornelia Schmalz-Jacobsen, Berlin

*Einwanderung und Gemeinsinn: Von der selbstbewußten offenen
Gesellschaft* 131

Dieter Kramer, Frankfurt a.M.

*Kulturelle Vielfalt ist eine notwendige Struktur menschlicher
Vergemeinschaftung* 143

Jost Halfmann, Dresden

*Können Kulturen zusammenprallen? Die Theorie der Weltgesellschaft
und der »clash of civilizations«* 157

Bassam Tibi, Göttingen / Harvard

*Friede im Nahen Osten im Lichte einer Vergegenwärtigung
des Westfälischen Friedens* 175

Moshe Zuckermann, Tel Aviv / Berlin

Antisemitismus, Zionismus und Assimilation 187

Mohssen Massarrat, Osnabrück

*Islamischer Orient und christlicher Okzident: Gegenseitige Feindbilder
und Perspektiven einer Kultur des Friedens* 197

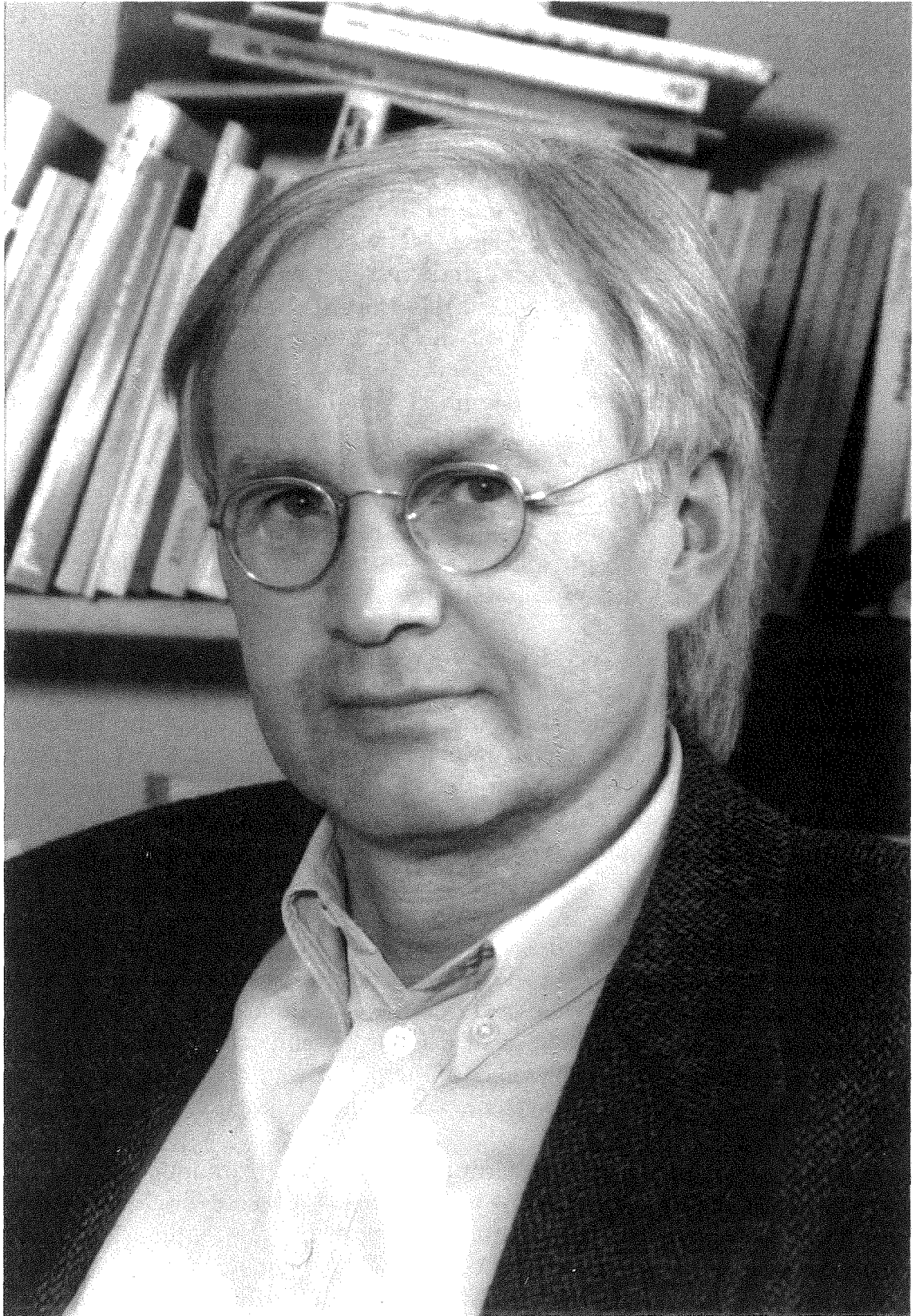
Michael Bommers, Osnabrück

*Multikulturalität und Transnationalismus: Über die nachlassende
Integrationskraft des nationalen Wohlfahrtsstaates* 213

IV. ANHANG

Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren 231

Abbildungsnachweis 236



Wilhelm Heitmeyer

Wilhelm Heitmeyer, Bielefeld

Freigesetzte Gewalt – Sozialisation zwischen Desintegration und Nutzenkalkül

Nach dem Vortrag in der Universität am 4. Juni 1998¹

I. — Die derzeit überbordende Gewaltdiskussion weist mehrere Fallen auf. Die *Skandalisierungsfalle* (Cremer-Schäfer 1992) besteht darin, daß Gewalt als Symbol für *Unordnung* in Familie, Schule, Gesellschaft und Staat verstanden wird. Entsprechend problematisch ist die Diskussionsrichtung: Es geht um die Wiederherstellung von Ordnung, nicht um Veränderung von Ursachen. Die *Inflationss Falle* droht zuzuschnappen, denn über die Medienvervielfältigung drängt sich der Eindruck auf, als gebe es keine gewaltarmen Zonen mehr. Die daraus entstehende Angst erzeugt immer auch Angstabwehr. In der Konsequenz ist dann nicht verstärktes Handeln zu erwarten, sondern selektive Unaufmerksamkeit, d.h. Wegsehen bei gleichzeitigem Wissen. Unter dem Eindruck vielfältiger Gewalt spannt sich die *Reduktionsfalle* auf: Die Attraktivität eines ›Erklärungsansatzes‹ wächst, Gewalt (wieder) als Eigenschaft von Personen zu begreifen. Die Konsequenzen sind klar: Dies enthebt der Verantwortung allerorten, und notwendige soziale wie politische Veränderungen werden überflüssig. Damit schließt sich der Kreis, Repression ist angesagt zur Wiederherstellung von Ordnung.

Sollen daraus Konsequenzen gezogen werden, dann müssen sie entsprechend klare Konturen aufweisen, d.h. es muß deutlich sein, wozu die Debatte geführt, mit welcher (medienunabhängigen) Ernsthaftigkeit, Kontinuität und Differenziertheit sie betrieben und mit welchen analytischen und erklärenden Konzepten operiert wird. Dazu muß die Frage nach dem definitorischen Gehalt von Gewalt zum einen jenseits eines positivistischen Verständnisses geführt werden. »Gewalt ist, wenn ...« ist eine Variante, die untauglich ist. Weiterführend ist dagegen eine ›doppelte^{re}‹ Gewaltdefinition:

»Gewalt ist ein *interaktives* Produkt, bei dessen Erklärungsversuchen es nicht ausreicht, nur das Verhalten einer Seite zu betrachten. Gewalttätigkeit ist immer Bestandteil eskalierender Konflikte und Widersprüche, die sich in Situationen ereignen [...]. [...] daß sich solche *Gewaltsituationen* ergeben, ist auch abhängig von Gewaltbilligung und -bereitschaft. Sie sind ein Ergebnis sozialen Lernens, also von Sozialisation, das in Abhängigkeit von biogra-

phischen Erfahrungen zu sehen ist. Gewalthandeln erscheint für Außenstehende zumeist sinnlos.

Dies ist nun keineswegs so, weil diejenigen, die so handeln, dies nicht instinktiv tun, sondern mit ihrem Handeln einen *subjektiven Sinn* verbinden. Diesen Sinn – und dies ist der Eigenanteil der Personen an den korrespondierenden Prozessen (weshalb sich ein vollständiges Opferbild verbietet) – kann, ja muß der einzelne immer wieder selbst konstruieren. Jedes Individuum sucht nach *Legitimationen* für sein Handeln, es muß in bezug auf Gewalt in besonders hohem Maße sein Handeln begründen, denn es müssen ja Gewalthemmungen überwunden werden.« (Heitmeyer 1992, S. 110 f).

T. *Kunstreich* (1993, S. 287) weist auf die zweite, die ›diskursive‹ Ebene hin:

»Ob eine Situation als gewalttätig interpretiert wird, hängt davon ab, in welchen Diskursen sie von denen, die in der Situation handeln oder darüber reden, eingebettet wird. Und spätestens hier stellt sich die Frage nach der Definitionsmacht über den Diskurs.«

Wer legt also fest, ob das, was erfahren, gefühlt, erlebt und erlitten wird, als Gewalt gelten soll? Aufschlußreich ist deshalb auch die im Zusammenhang mit Gewalt geführte Diskussion über die Frage, ob man zu ihrer Bekämpfung ›neue‹ Werte brauche oder etwa alte wiederbeatmen müsse. Bei genauerer Durchsicht ist dies eine Diskussion, die ›abgehoben‹ stattfindet, ohne die eigentlichen Probleme zu benennen. Denn wenn man im Sinne eines interaktiven Verständnisses von Sozialisation davon ausgeht, daß zum (friedvollen) Handeln immer auch Wertvorstellungen und Normen gehören, woran kaum zu zweifeln ist, dann sind die eigentlichen Probleme von anderer Art.

Sie liegen m.E. darin, daß es Veränderungen im derzeit dominierenden *Verhältnis zu* Werten und Normen gibt, d.h. daß sich Bedeutungen und Geltungsbereiche von Werten und Normen verändert haben, wenn es ›hart auf hart‹ kommt. Zweitens geht es darum, daß es veränderte Prozesse der Wert-›bildung‹ gegeben hat, also *wie* Werte und Normen für Kinder und Jugendliche ihre Relevanz und Handlungsbedeutung im Erziehungs- und Sozialisationsprozeß erhalten.

Ersteres liegt im Ablenkungsinteresse eher konservativer Kreise, weil die ökonomisch gelagerten Kriterien zur Geltung von Werten und Normen (als Wert zählt das, was bezahlt wird) dann auffallen würden. D.h. es würde deutlich werden, daß Werte und Normen dem Kosten-Nutzen-Kalkül derer ausgeliefert wären, die die Definitionsmacht haben. Der zweite Bereich, in dem es Veränderungen gegeben hat, wird vorzugsweise von ›links‹, wer immer sich heute noch dazu rechnen mag, und von ›liberalen‹ Kreisen verdeckt, u.U. auch deshalb, weil dann auch manch gefährlicher Unsinn der 68er-Zeit zutage träte. Dies betrifft z.B. Beziehungspraktiken, bei denen

Konflikte etwa im Kindergarten der angeblich emanzipatorischen ›Selbstregulierung‹ ausgeliefert wurden – aber faktisch nur das ›Recht des Stärkeren‹ sanktioniert wurde, also einem ausgesprochen kapitalismusfreundlichen Prinzip zur Durchsetzung verholfen wurde. Insofern findet sich dann heute eine gemeinsame reflexartige Schematik: Die einen wollen eine Diskussion im Werte-›Himmel‹, die anderen wünschen sich die gesamte Diskussion zum Teufel. Deshalb soll hier die Diskussion quer zu diesen unfruchtbaren Positionen geführt werden.

II. – Dazu ist es zunächst nötig, auf den Vergesellschaftungsmodus der *Individualisierung* (Beck 1983) hinzuweisen. Dies muß zunächst irritieren, weil damit doch gerade eine Befreiung aus traditionellen Vergemeinschaftungsformen, die hochgradig zwanghaft und gewaltträchtig waren, verbunden wird. Nun ist mittlerweile in der öffentlichen Debatte durchgedrungen, daß Individualisierung in einer hochindustrialisierten, durchkapitalisierten Gesellschaft voller Ambivalenzen steckt, also sich keineswegs individuell und sozial ›kostenlos‹ vollzieht. Was sich auf der Ebene von sozialen, ökonomischen und politischen Erfahrungen als Ambivalenzen von mehr Freiräumen, aber auch mehr Desintegrationserfahrungen abzeichnet, spiegelt sich auch auf der Ebene von Werten und Normen. Ihre Pluralisierung enthält neue Chancen der ›Wahl‹, aber auch der Kontingenz, d.h. der Beliebigkeit und des ›Ganz-anders-sein-könnens‹. Diese Situation wird insofern brisant, wenn sich durch die Ökonomisierung aller Lebensbereiche ein Zugewinn von Zweckrationalität einstellt, die das *Verhältnis* zu Werten und Normen in ein Kosten-Nutzen-Kalkül verändert. Die Folgen zeigt *Blinkert* (1988) auf:

»Kein Kontroll- und Sanktionsapparat kann auf Dauer die Sanktionswahrscheinlichkeiten und -intensitäten auf einem so hohen Niveau halten, daß Regelverletzungen allein dadurch verhindert werden, daß sie beim Normadressaten als zu kostspielig gelten. Die Aufrechterhaltung von Normen setzt voraus, daß Akteure nicht ausschließlich über zweckrationale Erwägungen an soziale Normen gebunden sind.«

Wenn Wert- und Normbildungsprozesse enttraditionalisiert sind, sich also immer weniger über Milieuvorgaben, Glaubensvorschriften, Rituale vollziehen und somit Freiräume ermöglichen, dann entsteht daraus *gleichzeitig* die *Verpflichtung*, daß Voraussetzungen für kommunikative und interaktive Wert- und Normbildungsprozesse geschaffen werden. Deren Grundlage ist gemeinsam geteilte Zeit, die aber in einer flexibilisierten Gesellschaft immer knapper wird. Das Pinnbrett in der Küche wird zum Kommunikationskern der Familie. Vor dem Hintergrund der Enttraditionalisierung steigen die Anforderungen an Wert- und Normbildungsprozesse, die aber aufgrund verringerter Sozialzeit und daraus entstehender Sprachlosigkeit nicht einge-

löst werden können. Hier liegen Anschlußstellen für gewaltförmiges Handeln. In den alten Rollenhierarchien war es verdeckt, in den sich auflösenden bricht es auf, weil Sprachlosigkeit immer auch unfähig macht zu gewaltfreier oder zumindest gewaltarmer Regelung.

Da solche Formen im Sinne einer negativen Individualisierung wirksam werden können, sollen Zusammenhänge einer doppelten Subjektivierung der Werte und Normen mit Gewalt besonders herausgehoben werden: »Zum einen wird das Individuum zunehmend Träger der Entscheidung, zum anderen werden auch die Kriterien, nach denen die Entscheidung gefällt wird, zunehmend subjektiver.« (Nunner-Winkler 1990, S. 4). Eine Folge ist es, daß nur noch eine Minimalmoral als allgemein verbindliche Verhaltensregulierung übrigbleibt – mit einer doppelten Auswirkung: »Das Individuum hat mehr Spielraum für freie Entscheidungen, zugleich aber ist auch deren Begründungspflichtigkeit gestiegen«. (Nunner-Winkler, ebd.). Diese Begründungspflichtigkeit ist aber offen für problematische Einflüsse: je kleiner die Minimalmoral, desto größer ist der Raum für ›Situationsmoral‹, die sich mit der doppelten Subjektivierung verbindet.

Diese Subjektivierung öffnet problematische Schleusen auch für das Verhältnis zur Gewalt. Es heißt dann nicht mehr: »Ich wende Gewalt an, weil du mein Feind bist«, sondern: »Ich wende Gewalt an, weil es schön ist, gewalttätig zu sein«. Legitimationen werden überflüssig, Gewalt kann beliebig ausgeübt werden, es ist gewissermaßen eine ›reflexive‹ Gewalt, weil das Agieren auf das Gefühl der Gewalt selbst bezogen ist. Dagegen wird das Opfer im Grunde nebensächlich und beliebig. Diese ›reflexive‹ Gewalt vollzieht sich in *expressiven* Formen, verschwindet wieder; der Agierende ist also ganz dem Gefühl ausgeliefert; m.E. läßt sich auf diese Weise auch ein Zugang zu ›sinnlos‹ erscheinender Gewalt finden, wenn z.B. wohlsituierte Bankangestellte und Studenten in München mittels Gummigeschoßwaffen anfangen, ›Krieg‹ zu spielen. Oder wenn alltäglich völlig unauffällige *Hooligans* beschreiben, daß es zu 80% um das Schlagen geht und zu 20% um das Fußballspiel. Und auch das urplötzliche nächtliche Zusammenschlagen von Passanten ohne Raub und ohne öffentliche ›Bühne‹ zählt zu diesen Varianten.

Diese Formen sind alles andere als Spielereien, weil die Habitualisierungsprozesse unterschätzt werden, also die Übernahme von Gewalt als effektives Mittel in das alltägliche Verhalten. Denn die Subjektivierung als Modus bleibt ja nicht inhaltsleer, sondern die Situationsmoral wird ›aufgefüllt‹ durch das generalisierte Verhältnis gegenüber Werten und Normen. Es öffnet sich ein Zugang für eine Verbindung mit utilitaristisch-kalkulativen Motiven (quasi zu maßstabslosen Maßstäben), so daß dann *instrumentelle* Gewalt auftritt.

Und die Subjektivierung kann drittens dann auch die Verknüpfungsmöglichkeit mit politisch motivierter Gewalt eröffnen, so daß die Sozialisationswirkungen über Milieus und Institutionen immer geringer zu werden schei-

nen. Dies erklärt zum Teil auch die ratlosen Gesichter von linken Lehrern angesichts ihrer rechten Schüler in den Klassen. Insofern wären solche Erscheinungen bei Schülern nicht völlig auf möglicherweise auch fehlerhaftes pädagogisches Verhalten zurückzuführen, sondern die Problematik ist auf tieferliegende ›riskante‹ Freisetzungen zurückzuführen, die auch zum Streben nach Unfreiheit für andere Fremde und Unterlegene führen kann: *Regressive Gewalt* ist die Folge.

Ganz entscheidend kommt noch hinzu, daß die doppelte Subjektivierung dazu führt, daß das Individuum innerhalb der größeren Entscheidungsräume »zunehmend nach Kriterien entscheidet, die intersubjektiv nicht mehr ausweisungspflichtig sind«. (Nunner-Winkler 1990, S. 5). Wo aber Verständigungsnotwendigkeiten ab- und Verständigungsschwierigkeiten zunehmen, gewinnt Gewalt als Regelungsinstrument an Bedeutung, weil es ein schnell ›klärendes‹ Prinzip ist – ›so oder so‹. Erfahrungen bzw. Antizipation von Desintegration und eine spezifische Entwicklung im Verhältnis zu Werten und Normen sowie die veränderten Wertbildungsprozesse münden in Formen der *Entsicherung* von Gewalt, also der Brutalisierung des Alltags, und *Entgrenzung* von Gewalt (d.h. daß Gewalt aus traditionellen Bereichen sich in neue Bereiche verlagert). Sie werden aus zwei Quellen gespeist:

Einmal durch die »usurpatorische Dynamik« (Brand u.a. 1983, S. 24), mit der alle sozialen Räume durchkapitalisiert werden. »Das Vordringen der administrativen Rationalisierungs- und Kommerzialisierungsprozesse in die soziokulturelle Lebenswelt hat damit einen Punkt erreicht, an dem über die Zerstörung historischer Lebensformen hinaus die Grundlagen sinnhafter Identitätsbildung und vernünftiger Verständigung selbst angegriffen werden.« (Eickelpasch 1984, S. 23).

Zum anderen stellt sich die Frage, ob mit solchen neuen Identitätsbedrohungen auch die *Sublimierungskapazitäten* von Gewalt erschöpft sind und durch die Freisetzung aus der Ambivalenz von (entlastenden) Zugehörigkeitsgefühlen und (belastenden) sozialen Kontrollen von Milieus quasi ›entsichert‹ werden. Der Alltagssprachgebrauch des ›Ausrastens‹ deutet es an, um welchen Mechanismus es geht.

III. — Um einen Zugang zur Erklärung von *Entsicherung* und *Entgrenzung* von Gewalt zu finden, muß auf die im Zuge des Individualisierungsprozesses gestiegene Bedeutung des ›Selbst‹ zurückgegriffen werden. Entsprechend bilden sich unterschiedliche Selbstkonzepte aus, also Bilder, die der Einzelne von sich selbst entwirft und aufgrund dessen er wiederum sein Handeln organisiert und ausrichtet. Drei typische Selbstkonzept-Figurationen lassen sich unterscheiden, die im Verlaufe des »sekundären Individualisierungsprozesses« unterschiedliche Bedeutung und Verbreitung gefunden haben:

So läßt sich m.E. in den siebziger Jahren eher das Muster von *Selbstverwirklichung* feststellen. Es war der Versuch, den »Gesellschaftsdrachen«

(Fuchs 1985) gewissermaßen tanzen zu lassen. Ein Wandel stellte sich m.E. in den achtziger Jahren ein, als eher das Konzept der *Selbstbehauptung* in den Vordergrund trat. Es stellte den Versuch dar, sich gegen den ›Gesellschaftsdrachen‹ zu wehren.

Für die kommenden Jahre, so vermute ich, wird sich nun ein Wandel in Richtung auf *Selbstdurchsetzung* verstärken. Diese Konzeption setzt sich aus zunehmendem aggressiven Dominanzstreben, abnehmender sozialer Bedenklichkeit und abnehmendem Interesse am anderen sowie ›Lockerheit‹ zusammen und geht mit Hilfe eines die Probleme verdrängenden neuen Fortschritts- und Technikbooms individuell optimistisch in die ›Offensive‹. In diesem Muster geht es also insgesamt eher darum zu beweisen, daß man auf dem ›Gesellschaftsdrachen‹ auch reiten kann. Auf dem Hintergrund solcher Selbstkonzepte sollen verschiedene Erfahrungsbereiche durchmustert werden, um herauszufinden, wie denn Selbstdurchsetzung als ein dominierendes Muster mit dazu beiträgt, daß Gewalt heute ausagierbar wird.

a) *Selbstdurchsetzung und Sozialbeziehungen* — Auf der Ebene von Sozialbeziehungen zeigt sich eine Entwicklung, die als Freisetzung zu begreifen ist. Dies läßt sich daran aufzeigen, daß zahlreiche der begonnenen neuen Formen des sozialen Zusammenlebens gescheitert sind wie z.B. kollektive Wohnformen. Der statistische ›Gewinner‹ ist dagegen der Single-Typus, in dem das Soziale letztlich nur als ›Szene‹ changierend aufscheint, quasi als Spiegel für die eigene Einzigartigkeit, nicht als Zugehörig-Sein.

Der Individualisierungsprozeß hat insofern auch Extreme erzeugt, wenn man in der Begriffssprache von *Norbert Elias*, also der ›Wir-Ich‹-Konstellation, denkt. Aus der ›Wir‹-Dominanz früherer Jahrhunderte ist die ›Ich‹-Dominanz geworden. Zweifellos waren die Zeiten der ›Wir‹-Dominanz von hohem Zwang bis zur offenen Gewaltsamkeit gezeichnet, doch kann immer weniger die Hoffnung vermittelt werden, als sei die ›Ich‹-Dominanz von Gewaltfreiheit geprägt. Gerade beim ›Wir‹-losen ›Ich‹ schwärt ein schwerwiegender Grundkonflikt: »Ein Verlangen nach Gefühlswärme, nach affektiver Bejahung anderer Personen und durch andere Personen, gepaart mit dem Unvermögen spontane Gefühlswärme überhaupt zu geben« (Elias 1987, S. 273). So scheint Gewalt stärker individuell ›entsichert‹ und sozial ›entgrenzt‹. Letzteres gewinnt für das ›Wir-lose‹-Ich insofern an Bedeutung, als immer dann, wenn sich soziale Verankerung auflöst, die Folgen des eigenen Handelns für andere nicht mehr sonderlich berücksichtigt werden müssen. Es fließt Gleichgültigkeit in die sozialen Beziehungen ein: gerade jenes soziale Phänomen, welches empirisch einen engen Zusammenhang mit Gewalt aufweist. Das heißt: die Gewaltschwelle sinkt.

b) *Selbstdurchsetzung und Bildung* — Gibt es nun auch einen unerwarteten Zusammenhang zwischen erhöhtem Bildungsstandard in der Bevölkerung und zunehmender Gewalt? Wird unter den forcierten gesellschaftlichen Entwicklungen die von Aufklärungsgedanken gespeiste Erwartung nach gewalt-

ärmeren Strukturen, Erfahrungen und Orientierungen auf den Kopf gestellt? Bekanntlich ist Bildung der Motor von Individualisierung, weil über sie die soziale Plazierung, d.h. Anschluß, Sicherung oder Aufstieg, verläuft. Insofern wird immer wieder darauf hingewiesen, daß sich der generelle Bildungsstandard im Zuge der »sekundären Individualisierung« in den letzten Jahrzehnten erhöht habe.

Diese formale, allein an Bildungsabschlüssen orientierte Argumentation hat zunächst übersehen lassen, welche Qualität von ›höherer‹ Bildung entstanden ist. Wenn es einen unerwarteten Zusammenhang zwischen ›höherem‹ Bildungsstandard und Gewalt geben sollte, dann müßte die Annahme formuliert werden, daß sich immer mehr eine ›dialektische‹ Wirkung von Bildung breitmacht, d.h. daß erhöhte Bildung nicht unbedingt mit erhöhtem Grad von Autonomie einhergeht, was u.a. bedeuten könnte, sich von ›knüppelharter‹ Statusorientierung abzukoppeln oder zumindest nicht davon abhängig zu werden. Statt dessen liegt die Vermutung nahe, daß die Kumulierung von Wissen forciert unter instrumentalistischen Gesichtspunkten aufgenommen und verwendet wird. Kurz: wir haben es vornehmlich mit instrumenteller Bildung zu tun, die auf Verwertbarkeit und Effizienzsteigerung im ökonomischen System ausgerichtet ist. Diese Orientierung hat zumindest *drei Folgen*, die im Zusammenhang mit Gewalt zu betrachten sind:

Eine solche instrumentelle Bildung forciert instrumentalistische Arbeitsorientierungen, die auf ›Kohle-machen‹, Aufstieg, Sicherheit hinauslaufen, die wiederum gewaltanfällig sind.

Der instrumentelle Charakter von Schul- und Bildungsabschlüssen dient nicht der Autonomie, sondern der Selbstdurchsetzung, die wiederum ihrerseits sozial zerstörerische Potentiale aufweist und latent gewaltanfällig ist, nämlich dann, wenn die Durchsetzungschancen sinken.

Damit hängt der dritte Punkt eng zusammen: Je höher die instrumentelle Bildung und damit das kumulierte Wissen, desto größer dürfte auch die Wahrnehmungsfähigkeit von Diskrepanzen zwischen Zielen und Realisierungsmöglichkeiten sein. Je enger also die Personen an Statussymbolen und erstrebten Statuspositionen kleben, desto schmerzhafter muß sich das erhöhte instrumentelle Wissen auswirken im Zuge von Ziel-Mittel-Diskrepanzen. Eine Folge kann darin bestehen, daß sich Desintegrationserscheinungen breitmachen, weil beispielsweise Jugendliche ihre traditionelle Aufgabe, d.h. den Status der Herkunftsfamilie zu erhöhen, nicht erfüllen können.

Diese Desintegrationserscheinungen müssen um so gravierender sein, je höher die Identifikation mit den im gesellschaftlichen System geltenden Werten wie Durchsetzung, Gewinner-Sein etc. sind. Hier lagern Anomieerscheinungen, die auf zweifache Weise verarbeitet werden können und im Verhältnis von Werten und Normen ihre Auswirkungen haben. Der eine Weg führt in eine machiavellistische, der andere in eine delinquente Richtung. Der erste

Weg beinhaltet die Aushöhlung von Werten und Normen, er ist zudem eher mit psychischen Formen verbunden.

Das Bestreben liegt hier in der ›Doppelstrategie‹ einer sicheren bürgerlichen Normalbiographie und Selbstdurchsetzung. Der andere Weg beinhaltet die Verletzung von Werten und Normen, etwa der Gewaltfreiheit, und ist eher mit physischen Formen verbunden. Das Bestreben liegt hier in der Sicherung von sozialen und beruflichen Positionen. Die erste Form gehört zur Grundausrüstung der dominierenden Gesellschaftsformation, die zweite wird öffentlich bekämpft.

Wenn nun nicht alles täuscht, stehen diese beiden Formen in einer engen ›Schaukelbeziehung‹. Je weiter von den dominierenden sozialen Milieus auf höheren Statuspositionen die Werte und Normen ausgehöhlt werden, desto stärker wird auch die Verletzung durch andere soziale Milieus. Eine solche Auffassung befreit sich aus einer Interpretationsschablone, die sowohl Anomie als auch Gewalt nur sogenannten ›unteren Schichten‹ zuordnet. Dagegen verweist die hier betonte Interpretation zurück auf den ursächlich wirkenden und dominierenden instrumentellen Charakter von Bildungszwecken und Statuszwängen.

IV. — Die bisher angeführten Zusammenhänge deuten auf Schattenseiten der dominierenden Individualisierungsprozesse hin. Es zeigt sich gewissermaßen eine ›doppelte Freisetzung‹, zum einen durch Subjektivierung auf der Werte- und Normebene und zum anderen durch Erfahrung bzw. Antizipation von sozialer, beruflicher und politischer Desintegration.

Insofern erzeugt die gewaltige Modernisierung ›moderne‹ Gewalt, die heute immer stärker individuell ›entsichert‹ wird (»Wer bremst, verliert«).

Zur ersten Variante zählt zum einen die *expressive* Gewalt. Sie gewinnt an Bedeutung im Zuge der Präsentation von Einzigartigkeit, über die das Individuum wahrgenommen werden will. Dazu ist das Medium Gewalt besonders geeignet, weil es zur Tabuverletzung dienen kann, die erhöhte Aufmerksamkeit sichert, damit die angebliche Einzigartigkeit unterstreicht, und die Suche nach immer neuen Spannungszuständen befriedigt. Diese Variante ist also auf die Person selbst zugeschnitten, die Opfer sind zweitrangig und beliebig, und deshalb wird diese Form zunehmend gefährlich, weil sie unkalkulierbar wird.

Kalkulierbarer ist die *instrumentelle* Gewalt, weil sie nach antizipierbaren Kalkülen ausgerichtet ist und vor allem auf die individuell definierten tatsächlichen oder angeblichen Problemlösungen zielt. Diese zweite ist gewissermaßen die soziale Variante, weil es um Anschluß, Sicherung und Aufstieg geht, die diese Gewalt stützen soll. Es ist eine Radikalisierung und Ausnutzung von Freiheitsräumen.

Als dritte Variante zählt die *regressive* Gewalt. Ihr liegen politische Motive zugrunde, um Angst und unsicherheitsfördernde soziale, berufliche oder politische Desintegrationsprozesse durch eine kollektiv einbindende Gewalt

aufzuheben. Es ist gewissermaßen die kollektive ›Furcht vor der Freiheit‹. Die ›negative‹ Individualisierung erzeugt Anfälligkeiten:

- für expressive Gewalt, wenn die *Standardisierung* als bedrängend wahrgenommen wird,
- für instrumentelle Gewalt, wenn die *Durchsetzungschancen* sinken,
- für regressive Gewalt, wenn ›stabilisierende‹ *Feindbilder* lanciert werden.

Je komplexer die Situation, um so wahrscheinlicher wird Gewalt, um die ›Unübersichtlichkeit‹ zu bearbeiten. Dies liegt darin begründet, daß sich der Zusammenhang von Zugehörigkeit und sozialer Kontrolle in sozialen Milieus auflöst und Identitätsmuster hervorgebracht werden, die zum Teil mit hohem Anomiegehalt verbunden sind. Sie drängen gleichzeitig zur Klärung, so daß Gewalt attraktiv wird

- zur eigenen *Selbstspiegelung* des Ichs, zu der die beschriebene expressive Gewalt nötig ist,
- zur *Realisierung der geforderten Selbstdurchsetzung*, so daß instrumentelle Gewalt nötig wird, und
- zur *ethnischen Überlegenheit*, so daß man auf regressive Gewalt zurückgreifen muß.

Solche Bearbeitungsformen zeigen sich in vielerlei Varianten. So verläuft die Steigerung von Individualisierungschancen, zumindest in der Selbstausrüstung mit unterscheidungskräftigen Statussymbolen, bekanntlich über Bildungsabschlüsse. Entsprechend bemächtigen sich Bildungsinstitutionen der Lebenszeit, d.h. tagtäglich und lebensgeschichtlich weiten sich die Institutionen aus – und engen gleichzeitig die Präsentationsmöglichkeiten des einzelnen ein. Um sich als Jugendlicher eine Position zu verschaffen, ergeben sich zu meist drei Möglichkeiten: über schulische Leistung und Intelligenz, über Attraktivität und über Stärke. Die Lebenszeit usurpierende Schule ist nun immer deutlich darauf reduziert, daß man sprachlich gut ›drauf‹ sein muß, in rationaler Beweisführung und Stil glänzen kann. Wer darüber nicht verfügt und im Konzert der gängigen Attraktivitätsklischees ›Pech‹ gehabt hat, dem bleibt häufig nur die Stärke-Demonstration. Die Anknüpfungspunkte für expressive oder instrumentelle Gewalt liegen nah; wenn dann noch die Vereinzelungserfahrung hinzutritt, ist auch die regressive Gewalt anschlussfähig.

Und auch die geschlechtsspezifischen Differenzen werden sich verändern. Das heißt, daß die Gewalt gegen sich selbst bei Frauen abnehmen und die Gewalt gegen andere durch Frauen zunehmen wird. Zwar kommen die Individualisierungsprozesse vor allem den Frauen zugute, weil Gewalt bisher in den traditionellen weiblichen Sozialisationsgeschichten des Leidens eingekapselt war. Damit wurde auch das Ausagieren gegen andere gebremst und zuvörderst gegen sich selbst umgelenkt. Die Auflösung von leidensgeformten Rollenbildern ergibt eine Aufdeckung von Konflikten, die sonst über die

Rollenhierarchien verdeckt vorhanden geblieben wären. Diese Veränderung fördert auch ein anderes Verhältnis von Frauen zu Gewalt, sie wird mit der Veränderung von Selbstbildern freigesetzt. Insofern dürfte die Zahl der gewalttätig agierenden Frauen zunehmen, weil auch hier die ›negative‹ Individualisierung durchschlägt, allerdings nicht in anomischer Form, also im Sinne von Regellosigkeit, sondern in männlichkeitsimitierender Demonstration, d.h. instrumenteller Selbstdurchsetzung.

Wenn nicht alles täuscht, werden die gegenwärtigen geschlechtsspezifischen Unterscheidungslinien zukünftig durch diese Entwicklung überlagert werden, so daß die ausbleibende Sensibilisierung von Männern durch eine De-Sensibilisierung von Frauen verstärkt werden wird, wie sich beispielsweise auch schon in der Untersuchung von *Brähler / Richter* (1990) zeigt.

Meine Erklärung für die Gewalt liegt in einer brisanten inkonsistenten Konstellation: Der Vergesellschaftungsmodus der ›Individualisierung‹ *ermöglicht* Entscheidungsfreiräume, die sich auch als Subjektivierung von Werten und Normen auswirken; die strukturell im Kapitalismus verankerte Verwertungslogik hingegen *erzwingt* zunehmend ein utilitaristisch-kalkulatives Verhalten, so daß die neuen Möglichkeitsräume damit ungebremst ausgefüllt zu werden drohen. Emanzipatorische Impulse werden durchfunktionalisiert. Die gewaltige Modernisierung erzeugt deshalb auch *moderne* Gewalt: *schneller*, weil die Schwelle sinkt; *härter*, weil nicht der Sieg zählt, sondern Zerstörung; *unkalkulierbarer*, weil die eruptiven Aufbrüche zunehmen.

1 Dort unter dem Titel: »Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen sozialen Milieus«. Zum vorliegenden Beitrag vgl.: Wilhelm Heitmeyer: Entsicherung. Individualisierung und Gewalt. In: Ulrich Beck / Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Zur Individualisierung von Lebensformen in der Moderne. Frankfurt a.M. 1994, und in Pädagogik 6 / 1994. – *Verwendete Literatur*: Ulrich Beck: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer Formationen und Identitäten. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. (Soziale Welt 2), Göttingen 1983, S. 35–74. – Bodo Blinkert: Kriminalität als Modernisierungsrisiko? In: Soziale Welt, 1988, S. 397–412. – Egon Brähler / Horst-Eberhard Richter: Wie haben sich die Deutschen seit 1975 psychologisch verändert? Mehr Individualismus, mehr Ellenbogen, stärkere Frauen. In: Horst-Eberhard Richter (Hg.): Russen und Deutsche. Alte Feindbilder weichen neuen Hoffnungen. Hamburg 1990, S. 115–135. – Karl-Werner Brand u.a.: Aufbruch in eine andere Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1983. – Helga Cremer-Schäfer: Skandalisierungsfallen. Einige Anmerkungen dazu, welche Folgen es hat, wenn wir das Vokabular »der Gewalt« benutzen, um auf gesellschaftliche Probleme und Konflikte aufmerksam zu machen. In: Kriminologisches Journal. 24, 1992, 1, S. 23–36. – Rolf Eickelpasch: Flucht oder Aufbruch? Zum soziokulturellen Hintergrund der neuen sozialen Bewegungen. In: SOWI 13, 1984, 3, S. 21–28. – Norbert Elias: Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt a.M. 1987. – Erich Fromm: Die Furcht vor der Freiheit. Frankfurt a.M., 12. Aufl. 1982. – Werner Fuchs: Soziale Orientierungsmuster: Bilder vom Ich in der sozialen Welt. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugendliche und Erwachsene '85. Opladen 1985, S. 133–194. – Wilhelm Heitmeyer: Desintegration und Gewalt. In: deutsche jugend, 1992, S. 110f. – Klaus Hurrelmann / Uwe Engel: Psychosoziale Belastung im Jugendalter. Berlin, New York 1989. – Timm Kunstreich: »Gewalt« und die Entwertung jugendlicher Lebenswelten in Ostdeutschland. In: Hans U. Otto / Roland Merten (Hg.): Rechtsradikale Gewalt im vereinten Deutschland. Opladen 1993, S. 285–300. – Gertrud Nunner-Winkler: Veränderte Wertorientierungen, neue Identitätskonzepte. In: Informationsdienst Nr. 3, Jugend 2000. Bad Boll 1990, S. 3–8.